



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

4. Gesellschaftlicher Verkehr. E. Hitzig und sein Kreis. Die Familie von Stägemann. Graf Gneisenau. Ein Sommer in Schöneberg. (1815 - 1817.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

„Er kommt! ihm stürzen diese Freudenthränen,
Er kommt! ihm schlagen unsere Herzen laut“,

jubelte die Mutter mit den Töchtern am Vorabende seiner Ankunft.

Er hatte den Aufenthalt in Frankreich auch für seine Kunst nach Möglichkeit ausgebeutet, indem er die reichen Bildersäle des Louvre und andere Kunstsammlungen des Landes aufsuchte und die großen Eindrücke, die er dort empfangen, durch Selbststudium festzuhalten und weiter auszubilden beflissen war. Der Fleiß lohnte sich. Denn schon wenige Jahre nach seiner Rückkehr mehrten sich die künstlerischen Aufträge, welche den jungen Maler mit den Hofkreisen in Berührung brachten und zu einem Liebling der geselligen und literarischen Circle machten, in denen der Geist der patriotischen Erhebung nach dem Kriege noch fortwirkte.

4. Gesellschaftlicher Verkehr.

G. Hitzig und sein Kreis. Die Familie v. Stägemann. Graf Gneisenau. Ein Sommer in Schöneberg.

In solche gesellige, vom frischen Pulsschlag der Zeit belebte, poetisch angeregte Kreise trat mit dem Bruder nun auch Luise Hensel ein.

Besonders befreundet war sie mit der Familie Hitzig. Das Haus des Criminalraths Eduard Hitzig war ein Vereinigungspunkt literarischer Persönlichkeiten. Hier fanden sich Romantiker wie Fouqué, der Dichter des Zauberrings und der Undine, C. Th. N. Hoffmann, der wunderbar geniale Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier, der Dramatiker Houwald und sein Freund Contessa, Helmina von Chezy mit ihren beiden Söhnen, der Deutsch-Franzose Albalbert von Chamisso und Andere gesellig zusammen. Nach dem ersten Pariser Frieden weilte auch der junge Maler Philipp Veit, der als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg mitgemacht, ein halbes Jahr

in Berlin, mit künstlerischen Aufträgen, namentlich dem Porträt der Prinzessin Wilhelm beschäftigt, und ging während dieser Zeit ebenfalls viel mit Hitzig um¹. Es herrschte ein reger, lebendiger Austausch in diesem Kreise, aus welchem Luise Hensel reiche Geistesnahrung empfing.

Hitzig selbst, ein Berliner Kind (geb. 26. März 1780, gest. 26. Nov. 1849), hat auf dem dichterischen Felde nur wenig producirt; seine namhafteren Leistungen fallen in das Gebiet des Criminalwesens. Aber er war eine poetisch angelegte Natur mit geistesfreiem Blick und feinsühligem Verständniß, dazu geschaffen, anzuregen, zu leiten, zu vermitteln. Seiner Erfahrung und seinem Scharfblick beugten sich auch kräftigere Talente. Kleinen Empfindlichkeiten unzugänglich, besaß er die Gabe, die verschiedenartigsten und widerstrebendsten Charaktere anzuziehen, ihre Excentricitäten zu schonen und zu ertragen. Der behende Witz, der ihm zu Gebote stand, wurde durch natürliches Wohlwollen gemildert; es entsprüheten ihm Funken welche „leuchteten und wärmten“, aber nicht verletzten. „Man wird,“ so bezeugt Wilhelm von Chezy, „selten einen Menschen finden, in welchem sich die gediegenste Gutmüthigkeit ohne Schwäche dergestalt mit allen Vorzügen des Scharffinnes vereinigte.“² Hitzig war der Rathgeber und Vertraute bei den Schöpfungen seiner Freunde, der Tröster und Helfer junger Talente. Diese einflußreiche Stellung, die er namentlich in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts einnahm, dazu die biographischen Denkmale, die er seinen Freunden Zacharias Werner, E. Th. A. Hoffmann und Adalbert von Chamisso nach ihrem Tode gesetzt, sichern ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur.

Luise Hensel verehrte in Hitzig einen wahrhaft väterlichen Gönner, in dessen Hause sie sich wohl und heimisch fühlte; seine

¹ Vgl. Dorothea v. Schlegel. Briefwechsel. II. 285.

² Erinnerungen aus meinem Leben. Von W. Chezy. Schaffhausen 1863. I. 119.

Töchter aber schlossen sich liebevoll an die nur wenig ältere Genossin an. Die Erziehung dieser Töchter, denen die Mutter eben erst (1814) durch den Tod entrissen worden, hatte mit der Leitung des Hauswesens eine Freundin der Verstorbenen, Fräulein Lotte Piaſte, übernommen. Es war eine ernste, besonnene, rechtschaffene Dame, nach W. Chezy „die beste Seele von der Welt“, zu der auch Luise Hensel mit Verehrung emporſah; und die Nichten derselben, lieblich aufblühende Mädchen, welche mit Hitzigs Töchtern erzogen wurden, gehörten zu Luises vertrautesten Freundinnen, besonders Emilie Piaſte, welche in der fromm-religiösen Richtung mit ihr verwandte Wege ging, während die jüngere, Antonie Piaſte, wenige Jahre nachher die Gattin des Dichters Adalbert von Chamisso wurde. Für diesen kleinen Kreis, speciell für die Kinder Hitzigs, schrieb E. Th. A. Hoffmann um diese Zeit (1815 bis 1816) die Märchen „Rußknacker und Mäusekönig“, in denen dieselben, wie Hitzig berichtet, „zu ihrer höchsten Freude unter ihren eigenen Namen erschienen“¹.

Ein anderer gewählter Kreis sammelte sich jeden Donnerstag Abend um den Staatsrath F. A. von Stägemann², in dessen Hause die Geschwister Hensel gleichfalls heimisch waren. Mit Stägemanns Tochter Hedwig hatte Luise Hensel innige Mädchenfreundschaft geschlossen. Auch hier waren es vorzugsweise Interessen der Kunst und der Literatur, welche eine Anzahl geistreicher Männer an den Gesellschaftsabenden vereinigten. Der Hausherr zählte selbst als Dichter; er hatte sich namentlich an der Bewegung der letzten Jahre durch schwungvolle „Kriegsgesänge“ betheiligt, welche, 1814 und 1815 erschienen, ihm den Ruf eines preußischen Tyrtaus erwarben, bei aller

¹ Aus Hoffmanns Leben. Berlin 1823. II. 109.

² Friedrich Aug. v. Stägemann, geb. 7. Nov. 1763 zu Bierraden in der Ufermark, gest. als preußischer Geh. Staatsrath in Berlin 18. Dec. 1840. Seine Frau, Elisabeth geb. Fischer aus Königsberg, war eine geistvolle Dame von ebenfalls poetischen Anlagen.

tüchtigen Gesinnung übrigens einer volksthümlichen Wirkung entbehrten, weil sie mehr durch kunstreiche Form und gelehrte Ausschmückung als durch natürliche Originalität sich auszeichnen.

Zu den nächsten Freunden der Familie gehörten die jugendfrischen Brüder Gerlach, die gleich Wilhelm Hensel im Befreiungskriege mitgekochten, Ferdinand von Bülow und dessen jugendliche Gattin Amalie, geb. von Altenstein, Wilhelm Müller, der ebenfalls den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, Amalie von Helwig, bald auch Graf Sneyenau, überhaupt nach Luise Hensels eigenem Wort „die ersten Geister und besten Gestalten Berlins“. Bei dem jüngeren Theil des Kränzchens war eine Zeitlang ein Liederspiel oder lyrischer Wettkampf beliebt. Man stellte sich gegenseitig poetische Aufgaben; Gegenstand und Versmaß waren bestimmt und bei der nächsten Zusammenkunft wurde das Eingelieferte vorgetragen und beurtheilt. Als productive Mitglieder dieses Kränzchens waren in hervorragendem Wettstreit thätig: die Brüder Gerlach, zumal Ludwig (der Jurist), F. von Bülow, die Tochter und der Sohn des Hauses, Hedwig und August Stagemann, sowie Luise und ihr Bruder Wilhelm Hensel, der gerade in diesen Jahren mit Vorliebe das geflügelte Musespferd bestieg¹. „Meistens bestand die Aufgabe in dichterischer Behandlung wirklich eingetrossener wunderbarer Ereignisse der Neuzeit“². Manch schönes Gedicht ist auf diesem Wege entstanden, welches auf dem deutschen Parnass das Bürgerrecht gewonnen, zumal als auch Clemens Brentano in diesen Cirkel trat und durch seine sprühenden Inspirationen die jungen Geister elektrisirte. Auch Wilhelm Müller spendete hier die Erstlinge seiner lyrischen Muse.

¹ Im Verein mit seinen Freunden, den Grafen Blankensee und Kalkreuth, Wilhelm Müller und W. von Studnitz, trat W. Hensel als Dichter damals auch öffentlich hervor in den „*Bundesblüthen*“. Berlin 1816.

² Kreiten, Leben Brentano's, II. 85, der hierbei Mittheilungen L. v. Gerlachs benützte.

An solchen Donnerstag-Abenden entstanden u. A. die „Müller-Lieder“, zu denen Jedem seine Rolle ertheilt war, und wobei Luise Hensel die des Gärtners genommen hatte¹. Ihre „Gärtner-Lieder“, deren sie in den Briefen an Schlüter gedenkt, haben demnach mit den durch die Compositionen Schuberts berühmt gewordenen Müllerliedern des wanderlustigen Dessauers Wilhelm Müller nach Zeit und Anlaß gleichen Ursprung. Die kleinen im Volkston gehaltenen, aber flüchtig hingeworfenen Gedichte, in denen bald der Gärtner, bald die Blumen (Nelke, Viole, Reseda, Goldblume, Tubrose, Winde, Vergißmeinnicht, Aster, weiße Rose) das Wort nehmen, wurden indeß nicht für würdig befunden, in die Ausgabe ihrer Lieder aufgenommen zu werden. Sie sind vorwiegend elegischen Charakters; am ansprechendsten das „Waldböglein“, das bei einiger Nachbesserung in der Form auch wohl zur Aufnahme sich eignen dürfte.

Einen besonders tiefen Eindruck auf das patriotische Gemüth Luizens und ihrer Freundin Hedwig machte die ritterliche Erscheinung des Generals Grafen von Sneydenau, der, als er vom Rhein her nach Berlin gekommen, die Gesellschaft des Stagemann'schen Hauses ziemlich regelmäßig aufsuchte. Der gefeierte Generalstabs-Chef des „Marschalls Vorwärts“ gehörte zu den Gestalten, auf welche damals Aller Augen, wo er sich zeigte, gerichtet waren, während er durch sein lebenswürdiges Wesen, eine Mischung von edler Würde und natürlicher Bescheidenheit, alle Herzen gewann. Er unterhielt sich gerne mit den beiden jugendlichen Freundinnen, die ihn, wie er sagte, an

¹ Mittheilung von Frau v. Olfers (geb. Stagemann), welche dabei bemerkt: man müsse bedenken, daß „die ganze Müller-Romanze mehr einem gesellschaftlichen Schreibspiel in seiner Flüchtigkeit gleich kam, als einer poetischen Aufgabe, obgleich Wilhelm Müller und sein Componist ihm größere Bedeutung gaben“. Berger hat Einiges von Luise Hensel sehr schön componirt, ebenso von Hedwig Stagemann das Lied: „Ich hab' das Grün so gern“.

seine Tochter Hedwig erinnerten, und betheiligte sich in seiner munteren Leutseligkeit zuweilen selbst an ihren Spielen. Unvergeßlich blieb Luise ein Abend, an welchem der berühmte General ihnen Beiden seine Jugendgeschichte erzählte. Wie es gekommen, daß der General sich zu einer solchen vertraulichen Mittheilung herbeiließ, darüber berichtet Luise Hensel selbst in einer Aufzeichnung, welche sie, freilich lange Jahre nachher, für Gneisenau's Biographen, den Prof. Georg Berk in Berlin, auf dessen Ansuchen niedergeschrieben hat. In dieser (handschriftlich vorliegenden) Erinnerung, welche uns einen Blick in jenes gesellige Leben eröffnet, erzählt Fräulein Hensel:

„Es war in den ersten Monaten des Jahres 1816, wie ich meine¹, wo ich Gneisenau im Hause des Staatsraths von Stägemann zum ersten Male und dann näher in den Abendcirceln des von den ausgezeichnetsten Männern besuchten edlen Hauses sah. Ich liebte Hedwig sehr und hatte es wohl auch nur diesem Umstande zu danken, daß die liebenswürdige, durch Geist und Gemüth gleich hochstehende Hausfrau mich ermutigte, jeden Donnerstag einen Abend dort zuzubringen. Sehr häufig sah ich dann auch den von uns Allen so verehrten Helden dort, und es freute mich nicht wenig, daß er vor all' den jungen Mädchen Hedwig und mich durch väterliche Freundlichkeit auszeichnete. Er äußerte wiederholt, daß er uns Beide so gerne sehe, da wir ihm seine älteste² Tochter vor Augen stellten. Die Eine heißt wie sie und die Andere sieht aus wie

¹ Fräulein Hensel irrt sich wohl um ein Jahr. Graf Gneisenau lebte als commandirender General der Rheinprovinz bis Sommer 1816 in Coblenz, verbrachte die Monate August und September in Karlsbad und Teplitz, den Winter auf seinem neu erworbenen Gute Erdmannsdorf in Schlesien, und kam erst im Frühling 1817, vom König in den Staatsrath berufen, nach Berlin. Vgl. Berk-Delbrück, Leben Gneisenau's, V. 129. 146. 164. 199.

² Vielmehr jüngere Tochter. Die älteste hieß Agnes, welche sich mit dem Major W. v. Scharnhorst vermählte. Hedwig v. Gneisenau wurde die Gemahlin des Grafen Friedrich von Brühl.

sie', sagte er einmal und brachte nächsten Donnerstag eine Kupferplatte, die er in seine Uniform auf der Brust eingeknüpft hatte, mit, um zu beweisen, daß ich seiner Tochter Hedwig gleiche. Auf der Platte waren die Köpfe seiner sämtlichen Kinder und in der Mitte derselben seine Gemahlin abgebildet, alle nur Gesicht, recht nett in Del gemalt . . .

„Das junge Volk (wie wir vom Hausherrn wohl genannt wurden) ging nach dem Thee häufig in ein größeres Nebenzimmer, wo wir uns durch Lectüre, Spiel auf unsere Weise unterhielten, und unser Held fand mitunter Vergnügen daran, an unsern Spielen theilzunehmen. Bei solchem Anlaß ließ er sich einmal auf eine Wette mit mir ein, die ich gewann; seinerseits war ausgesprochen worden, daß ich im Falle des Gewinnes fordern könne, was ich wollte. Er bat nun, ich möchte ihm gleich meine Forderung sagen, und als ich äußerte: ‚Wenn ich nun den höchsten Ihrer Orden verlangte?‘ nestelte er schon daran und sagte: ‚So werde ich dem Könige sagen, daß ich ihn einer jungen Dame zum Opfer gebracht habe.‘ Ich erwiederte aber, daß ich noch mehr, viel mehr von ihm verlangen werde, und als er darüber erstaunt und fast verlegen war, sagte ich ihm: ‚Herr Graf‘ — er hatte sich bei Hedwig und mir die Excellenz verbeten und gesagt: Für Sie heiße ich nur Gneisenau oder, wenn Sie wollen, Graf — ‚Herr Graf, wir Alle haben Ihnen so viel zu danken und kein Mensch weiß eigentlich, woher Sie gekommen sind; ich fordere ein Stück Ihrer Jugendgeschichte; mit weniger lasse ich mich nicht abfinden.‘ Da ward der liebe prächtige Mann ganz weich, gab mir lächelnd die Hand und sagte: ‚Liebes Kind, ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mich freut und rührt, daß Sie das von mir fordern; aber hier geht das nicht; es sind zu Viele hier. (Letzteres sagte er fast leise, indem er sich zu mir herab beugte.) Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen meine Knabengeschichte erzählen will, wenn wir uns irgendwo treffen, wo es ohne Störung möglich ist.‘

„Hedwig stand neben mir (wie ich meine, gab sie mir einen

Wink) und ich sagte: ‚Hedwig darf dann auch die Geschichte hören, nicht wahr?‘ Und er erwiderte: ‚Ja wohl, ihr Beide.‘ — Dieß war an einem Donnerstag Abend, und am Samstag Abend war ich mit Hedwig bei der Generalin von Helwig (Amalie von Imhoff), welche Samstags Cirkel zu halten pflegte, die oft sehr interessant waren und die wir zuweilen besuchten¹. Ob Gneisenau gehört hatte, daß Hedwig und ich uns verabredeten, den nächsten Samstag dort zusammen zu treffen, weiß ich nicht; genug, wir waren noch nicht lange dort und hörten einer Vorlesung der Generalin aus einem ihrer damals neuesten Werke zu, da trat Gneisenau ein. Die Generalin warf sogleich ihr Manuscript bei Seite und lief ihm freudig entgegen, ihn versichernd, daß sie sich unendlich freue, ihn einmal wieder bei sich zu sehen; aber er sagte: ‚Liebe Generalin, Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen eingestehe, daß ich für heut hauptsächlich komme, um mein Ehrenwort zu lösen, das ich einer jungen Dame verpfändet habe, die ich hier vermuthe; ist die kleine Hensel hier?‘

„Tief erfreut, beschämt und überrascht stand ich mit Hedwig auf und trat zu der Gruppe. ‚Ach, da sind sie ja! Nun, liebe Generalin, lassen Sie mich mit diesen beiden jungen Damen hier in das kleine Nebenzimmer gehen, damit ich erst mein Wort löse; denn ich habe ihnen versprochen, ihnen etwas zu erzählen, nachher komme ich zu der Gesellschaft zurück.‘ — Die Thüre zum Gesellschaftszimmer blieb offen, doch konnte man die Erzählung dort nicht hören, da wir unsern Sitz tief

¹ Amalie von Imhoff, geb. 16. Aug. 1776 zu Weimar, seit 1803 mit dem schwedischen Oberst (später General) von Helwig verheirathet, ist als Dichterin bekannt durch das unter Göthe's Einfluß entstandene Epos „Die Schwestern von Lesbos“ (1801), idyllische Dichtungen wie „Die Tageszeiten“ (1812), Legenden und Romanzen wie „Die Sage vom Wolfsbrunnen“ (1812. 1821), ferner als Uebersetzerin von Tegnér's Frithjofs-Sage (1826). Sie starb in Berlin am 17. Dec. 1831.

im Zimmer nahmen und Gneisenau auch, den Rücken zur Gesellschaft gewendet, mit gedämpfter Stimme sprach. So oft die Generalin herein kam (einmal, meine ich, kam aus seinem an der andern Seite liegenden Zimmer auch der liebe alte, höchst originelle General Helwig herein), oder so oft ein Diener uns Thee zc. brachte, hielt Gneisenau in seiner sonst sehr fließenden Erzählung ein und sprach von etwas Anderem. Hedwig und ich schlossen daraus, daß auch wir sein Geheimniß treu bewahren mußten, und wir haben auch über die ganze Sache geschwiegen bis nach dem Tode des edlen Helden . . .“

Fräulein Hensel berichtet nun, was sie aus der Jugendgeschichte Neidhardts von Gneisenau in der Erinnerung behalten: seine Herkunft und seine Geburt im Sächsischen (Schilda), seine kümmerliche Knabenzeit nach dem frühen Verlust der (aus Würzburg gebürtigen) Mutter, während der Vater in Kriegsdiensten abenteuernd umherzog und mittlerweile den Knaben fremder Pflege in einem thüringischen Dorfe oder Landstädtchen überließ, wo er unter drückenden Verhältnissen vernachlässigt und hart behandelt wurde, wo er zur Sommerszeit des Amtmanns Puten oder Truthühner hüten mußte und wohl stets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen auf den Schuhen hatte — bis er endlich von seinem Großvater (dem Oberstlieutenant Andreas Müller in Würzburg) entdeckt und in einer stattlichen Kutsche nach der fränkischen Bischofsstadt am Main abgeholt wurde und nun mit einer geordneten Erziehung das Glück einer sorgenfreien Jugend kennen lernte¹.

¹ In der Perz'schen Biographie des Feldmarschalls Gneisenau findet man das Detail dieses Berichtes wenigstens theilweise benützt, soweit nämlich die einzelnen Angaben mit den sonstigen mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen sich vereinbaren ließen. Da Fräulein Hensel ihre Erzählung erst am 3. März 1864 niedergeschrieben hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn nach so langer Zeit, 37 Jahre nach der geschehenen Erzählung, in ihrem Gedächtnisse Manches sich vermischt, und in Folge dessen Unrichtigkeiten in Daten

Die Erzählung hatte eine gute Weile gedauert. Die beiden Mädchen hatten derselben mit tiefer Bewegung zugehört und waren nun doppelt gerührt von dem Vertrauen, das ihnen der General damit erwiesen, dessen heldenherrliche Gegenwart einen so seltsamen Contrast bildete zu den Erlebnissen seiner gedrückten Knabenzeit. Fräulein Hensel bemerkt am Ende ihres Berichtes:

„Bald nach dem Schluß seiner Erzählung ging Oeneisau in den Salon zurück und unterhielt sich mit den Anwesenden, deren an dem Abend nicht viele waren; es schien mir aber, als ob er innerlich bewegt und ernster war als sonst. Hedwig und ich hatten einander, noch ehe wir das Kabinet verließen, das Wort gegeben, daß wir das Familiengeheimniß des edlen Mannes ehren wollten. Soweit ich mich erinnere, hatte er kein Versprechen von uns darüber verlangt, sondern wohl diese Gesinnung vorausgesetzt. Ich muß es aber allen Anwesenden Dank wissen, daß keiner derselben auch später eine neugierige Frage über diese ziemlich lange währende Mittheilung an mich gerichtet hat.“

So zurückhaltend Fräulein Hensel in dem vorstehenden Bericht sich über ihre eigene Person ausspricht, dem Auge des näher Zuschauenden wird es nicht entgehen, daß sie selbst in diesen Kreisen nicht die letzte Stelle einnahm, daß sie vielmehr eine stille Anziehungskraft ausübte, deren sie sich vielleicht selbst nicht bewußt war. In ihrer Bescheidenheit schreibt sie es lediglich der Freundschaft mit Hedwig Stägemann, ihrer Altersgenossin, zu, daß sie von der geistvollen mütterlichen Hausfrau, der von ihrem Gatten in classischen Sonetten gefeierten „Elisabeth“, zu den Abendcirceln geladen wurde, zu deren regelmäßigen

und Namen und ähnliche Ungenauigkeiten sich eingeschlichen haben. Das Wesentlichste des Inhalts aber ist in die ersten Blätter des genannten großen Werkes übergegangen.

Gästen sie gehörte. In Wahrheit aber war es der Charakter ihrer ganzen Persönlichkeit, ihr Geist und Gemüth, ihre reiche Begabung, was sie zu einem beliebten, überall gern gesehenen Mitglied der Gesellschaft machte. Helmina von Chezy sagt: „Luise Hensel gehörte zu den Bierden des anmuthigen Kreises, den das Stägemann'sche Haus in sich vereinte.“¹ Dazu der Zauber ihrer jugendlich frischen äußern Erscheinung. Sie war zur lieblichen Jungfrau erblüht, eine feine schlanke Gestalt voll Anmuth und Liebreiz — nach dem competenten Zeugniß der Frau von Olfers „eines der schönsten und interessantesten Mädchen, die sie gekannt, mit einem Teint wie Lilien und Rosen“ —, das Antlitz mit den sanften, tiefblickenden blauen Augen edel und voll Ausdruck, der schöne Spiegel einer schöneren Seele. Thatsächlich erwahrte sich an ihr das Wort von Bernhardin de St. Pierre: „Die Frömmigkeit entwickelte jeden Tag die Schönheit ihrer Seele in der unbeschreiblichen Anmuth ihrer Züge.“

Zu ihren gesellschaftlichen Talenten gehörte neben der dichterischen Begabung auch ihr Zeichnungstalent. Wie Luise dem Bruder in so Vielem glich, so theilte sie mit ihm auch die Liebe zur bildenden Kunst. Eine Zeitlang nährte sie ganz ernstlich den Wunsch, sich ebenfalls zur Malerin auszubilden. Allein bei den beengten und gedrückten Verhältnissen, unter welchen die Mutter lebte, mußte ihr die Ausführung dieses Wunsches versagt bleiben². Eine kleine Errungenschaft indessen blieb ihr von dieser frühen bildnerischen Neigung. Sie hatte sich eine große Fertigkeit im Ausschneiden graciöser Bildchen in Silhouetten-Manier angeeignet, und auf diese anspruchslose Kunstübung, welche indeß manche gefellige Stunde erheiterte, beschränkte sich zuletzt ihre Liebhaberei. Ihr sinnreiches Wesen konnte sich auch auf diesem bescheidenen Gebiete erfinderisch gestaltend ergehen,

¹ Unvergessenes. II. 164.

² Nach einer Notiz von ihrer Hand.

und die Beschäftigung wurde für sie und Andere fortdauernd die Quelle kleiner Freuden. Denn dieses ihr Talent ward in der Folge unzähligemal in Anspruch genommen, und die zierlichen Bilder-Ausschnitte wurden bald ebenso beliebt als viel begehrt.

Ein mehrmonatliches Intermezzo, durch einen Zufall herbeigeführt, bildete im Jahre 1816 ein sommerlicher Landaufenthalt der Familie Hensel in der Umgebung Berlins. Luise Hensel war in Gefahr gestanden, das unversehene Opfer einer Kohlenvergiftung zu werden. Um sich von den Nachwehen dieses Unfalls zu erholen, zog sie mit Mutter und Schwester nach Schöneberg hinaus, damals noch ein völlig im Grünen gelegenes Dorf. Hier verbrachten sie den Sommer und Herbst 1816. Es war ein ländliches Stilleben, nur unterbrochen durch die Besuche der Freunde, welche der kunstbesessene Bruder zu Zeiten aus der Stadt mitbrachte. Diesen Freunden gesellte sich auch die Dichterin Helmina von Chezy bei, die mit ihren beiden Söhnen Wilhelm und Max oft ganze Tage in Schöneberg unter dem gastlichen Dache der armen Pfarrers Wittwe verbrachte und dort arbeitete¹. Wilhelm Chezy, dazumal ein zehnjähriger Junge, später als Schriftsteller bekannt geworden, hat in seinen Erinnerungen von diesem sommerlichen Aufenthalt eine idyllische Schilderung entworfen, der wir hier einige Striche entlehnen. Sie geben ein anschaulicheres Bild, als die seiner Mutter.

Frau Hensel wohnte „in einem Bauernhaus zwischen Bäumen, Büschen und grünen Wiesen. Von den beiden Töchtern, welche die Mutter noch bei sich hatte, war die ältere, Luise, bereits erwachsen; sie galt für eine vollendete Schönheit, und

¹ „Mir war zu Muth,“ sagt Frau v. Chezy in ihren Denkwürdigkeiten, „als könnte ich nur dort schreiben. Das Zimmer lag hoch und freundlich; die Wipfel der Bäume säuselten, reine Lüfte wehten mit Düften vom botanischen Garten her. Luise und Minna kamen oft an meinen Schreibtisch und freuten sich meiner Arbeit“ . . . Helmina v. Chezy, Unvergessenes. II. 163.

dennoch für liebenswürdiger als schön“. Die älteste, Karoline, hatte sich inzwischen verheirathet und lebte mit ihrem Gatten in Stettin. „Die Wittwe Hensel hatte in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit immer zahlreichen Besuch. Die jungen Freunde des Malers hielten keinen Ausflug für lohnender als den nach Schöneberg. Allerdings ist jene Gegend in den meistens sandigen Umgebungen Berlins eine Oasis; so weit das Auge reicht, sieht es nur Grün auf der Erde, hier Bäume, dort breite Wiesenteppiche, von Rinnsalen durchfurcht, deren Ränder blaue Säume von Vergißmeinnicht einfassen. Dennoch wird die Behauptung nicht allzu gewagt scheinen, daß Luises Vergißmeinnicht-Augen für sich allein mehr Anziehungskraft ausübten, als die ungezählten Hunderttausende von blauen Blumen am Bachesrand. Es ging häufig recht lustig dort zu. Die jungen Leute unternahmen Wanderungen zu den Fischerhütten, wo sie Krebse aufkauften, welche dann die alte Frau Hensel kochte. Diese Krebschmäuse erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit in dem kleinen Kreise. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht von irgend einem besungen worden wären. Dieses Böcklein sang und zwitscherte bei jeder Gelegenheit. Wenn einer nicht wußte, was er sagen sollte, so machte er einen Vers daraus. Am späten Sommerabend wurden die heimkehrenden Gäste von Luise und ihrer Schwester (Minna) oft weite Strecken begleitet, namentlich an Abenden, wo es Feuerwerk (in Berlin) gab. Die Gesellschaft blieb dann vor einer Wiese stehen, hinter welcher ein Erlenswald sich erhob, aus dessen Mitte die Raketen emporzusteigen schienen. Der ‚Raketenvogel‘ wurde regelmäßig mit lautem Jubel begrüßt.“¹

Die Familie Hensel verblieb bis zum Spätherbst in dieser grünen Oase. Doch pflegte Luise auch von Schöneberg aus an den Donnerstagen die Abendgesellschaften des Stagemann-

¹ Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Chezy. Schaffhausen 1863. I. 108—110.

schen Hauses zu besuchen. Und um diese Zeit geschah es, daß sie dort den Dichter Clemens Brentano kennen lernte — eine Begegnung, die für ihr ferneres Leben so wichtig wurde. Ehe wir aber darauf eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf die Fortentwicklung ihres Seelenlebens zu werfen.

5. Neue Forschungen und Studien.

Weltflucht. Eine Schrift von Jakob Böhme. Prediger Hermes. Studium der Bekenntnißschriften.

Der Sturm der mächtigen Volksbewegung, welche alle Kräfte und Gedanken für die Eine vaterländische Aufgabe der Befreiung absorbirte, war verrauscht. Mit dem Frieden trat die natürliche Ausgleichung ein. Die Spannung machte der ruhigen Betrachtung Platz, die gebundenen Elemente kehrten in ihre naturgegebene Richtung zurück.

Auch Fräulein Hensel wandte den Sinn jetzt wieder den eigenen bislang in den Hintergrund gedrängten Interessen, den über alles Irdische hinaus liegenden Fragen zu. Denn der Quellsprung ihres geistigen Seins war und blieb die Religion. Die allgemeine Stimmung im Lande, eine Nachwirkung der patriotisch erregten Lage, kam jetzt ihrer eigenen gewissermaßen entgegen. Der Befreiungskampf und das lange Unglück, das ihm vorangegangen, hatten den religiösen Sinn im Volke überhaupt wieder erweckt, das christliche Bewußtsein belebt; selbst in den bessern Kreisen regte sich ein positiv gläubiges Element, und so fand sie sich von einer verwandten Strömung berührt, wenn sie den Forderungen ihres eigenen Herzens wieder freies Spiel gab.

Auch der Reiz des gesellschaftlichen Lebens war nicht im Stande gewesen, sie ganz zu fesseln, ihr Gemüth dauernd von der ursprünglichen Richtung abzudrängen, die der Magnetnadel gleich beständig nach dem Pole wies. So unbefangen sie den Genuß weltlicher Freuden hinnahm, in Spiel und Scherz sich